

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 280.

Elbing, den 30. November.

1894.

Herzenswandlungen.

Roman von J. v. Böttcher.

Nachdruck verboten.

22) „Entschuldigen Sie, Fräulein Fairfax, sagten Sie etwas?“

„Ich habe Sie zweimal angerebet,“ versetzte diese lachend.

„Ich muß geträumt haben,“ sagte er, „aber darf ich Sie bitten, nachsichtig genug zu sein, mir Ihre Worte noch ein drittes Mal zu wiederholen?“

„Sie sind kaum bedeutend genug, um eine öftere Wiederholung zu verdienen,“ sagte Helene. „Indessen, da Sie es wünschen, soll es geschehen. Finden Sie nicht, daß es sehr heiß wird?“

„Da stimme ich mit Ihnen überein. Wollen wir uns noch einem kühleren Orte umsehen?“

„Wo wäre der zu finden,“ sagte Helene zweifelhaft.

„Im Walde. Wenigstens können wir zu unserer Genugthuung uns danach umsehen.“

„Ich bin damit einverstanden,“ versetzte Helene und beide wandten sich dem Flusse zu. Sie sprachen über gleichgültige Dinge, dann und wann längere Pausen machend, die bekundeten, daß beider Gedanken anderwärts beschäftigt waren. Endlich sah Helene mit kurzem Lachen auf und sagte:

„Ich muß Ihnen heute merkwürdig zerstreut erscheinen, Herr Dorillon, aber offen gestanden, ich habe viel zu denken.“

„So?“

„Ja, aber nicht an mich selbst.“

„Davon bin ich überzeugt, Fräulein Fairfax, ohne daß Sie es mir sagen.“

Helene sah ihn nachdenklich an.

„Ich wollte, ich könnte Ihnen sagen, woran ich denke, Herr Dorillon, aber ich habe kaum den Muth, meine Wünsche und Hoffnungen einem Anderen mitzutheilen.“

„Gehört so viel Muth dazu, mir zu vertrauen?“ fragte er lächelnd.

„Meinem Gefühle nach, nein,“ erwiderte sie ebenso.

„Nun, dann handeln Sie nach Ihrem Gefühl.“

„Wir sind gute Freunde“, sagte Helene offen, „und deshalb glaube ich, ich könnte es Ihnen sagen.“

„Sie glauben, Sie könnten? Sind Sie nicht sicher? Was soll diese geheimnißvolle Vorrede bedeuten?“

„Rathen Sie.“

„Sie werden sich verheirathen.“

„Nein, aber wahrscheinlich jemand anderes.“

„Jemand anderes? Vielleicht Ihre Busenfreundin, der Sie mit jeder Post bogenlange Briefe schreiben?“

„Jemand, der mir viel näher steht, wie diese.“

„Dann kann ich es nicht errathen und Sie werden es mir schon sagen müssen.“

„Nun denn, mein Bruder.“

„Ihr Bruder?“

Dorillon wiederholte die Worte, kaum wissend, was er sagte. In diesem Momente fühlte er, daß sein Schicksal besiegelt sei. Er sah die glänzenden Thore der Hoffnung sich für immer vor ihm verschließen. Er sah Ida vor dem geschmückten Altare an der Seite des schönen Ferdinand Fairfax stehen und fragte sich, ob das einsame Grab — sein Grab — einen Schatten auf ihren lichten Pfad werfen würde, wenn sie darum wüßte. Wenn! Und durch die Waldbesitulle brach der schmetternde Gesang eines kleinen Vogels, noch zettig genug, ihn daran zu erinnern, daß er etwas sagen müsse, daß Helene Fairfax' Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren.

„Also Ihr Bruder wird sich verheirathen?“ sagte er mit tonloser Stimme.

„Nein, nein, so weit ist es noch nicht,“ entgegnete sie, etwas gezwungen lachend. „Ich sagte nicht, daß er sich verheirathen wird, sondern, daß er es möglicherweise thun würde.“

„Dann —“

Dorillon wußte, daß es unzart von ihm war, aber um sein Leben hätte er die Frage nicht zurückdrängen können, die auf seinen Lippen brannte, wenn Helene ihm nicht zuvorgekommen wäre.

„Er hat sich noch nicht ausgesprochen,“ unterbrach sie ihn. „Aber wir Geschwister lieben uns innig und Ferdinand vertraut mir alles. Heute morgen sagte er mir, daß er sie im Laufe des Tages fragen werde, ob sie seine Gattin werden wolle. Er kann die Ungewißheit nicht länger ertragen, auch ist kein Grund vorhanden, weshalb er zögern sollte. Er kennt sie schon lange, wie Sie wissen.“

„Sie?“

„Nun, Ida.“

Dorillon blickte hinab auf die blauen Wellen des Flusses, wie betäubt und kaum wissend, was um ihn hervorging.

Plötzlich stand er auf.

„Wollen wir nicht zu der Gesellschaft zurückkehren?“ fragte er. „Man wird uns vermissen.“

Er fühlte, daß er nicht mehr ruhig dastehen konnte, Fragen stellend und beantwortend. Er mußte allein sein, um das kommende Mißgeschick voll ins Auge zu fassen. Einsamkeit — Stille — ohne diese mußte er wahnsinnig werden.

Fräulein Fairfax war etwas erstaunt, als er, sobald sie den Platz erreicht hatten, wo die Gesellschaft versammelt war, sie so plötzlich verließ. Sie konnte sich kein sonderbares Benehmen nicht erklären. Beleidigt hatte sie ihn nicht; so viel sie darüber nachsann, wußte sie sich weder eines Wortes noch eines Blickes zu erinnern, den er ungünstig hätte deuten können.

Als nach Sonnenuntergang die Gesellschaft sich zum Aufbruch rüstete, fehlte einer an der Zahl.

„Wo ist Dorillon?“ fragte man sich gegenseitig.

Der Diener, welcher beschäftigt war, das Tischgeräth wieder auf den Wagen zu verpacken, wendete sich um und erwiderte:

„Entschuldigen Sie, Herr Dorillon ist zu Fuß zurückgekehrt. Er erinnerte sich, daß er noch heute Abend eilige Briefe zu schreiben habe.“

30.

Vielleicht hatte Dorillon wirklich sehr dringende Briefe zu schreiben, denn als an jenem Abend gegen zehn Uhr Helene in das Bibliothekszimmer trat, sah er vor dem Schreibtische, eine offene Brieftasche neben sich, und sein Gesicht war auffallend blaß.

Helene erschraf, als sie ihn erblickte, sie hatte nicht erwartet, irgend jemand in der Bibliothek zu finden, die Abends um diese Zeit stets verlassen zu sein pflegte.

„Verzeihen Sie, Herr Dorillon, wenn ich störe.“

„Nicht im geringsten, Fräulein Fairfax“, erwiderte er höflich. „Kann ich Ihnen irgend wie dienlich sein?“

„Nein, ich danke Ihnen. Ich bin nur gekommen, um mich nach einigen Büchern umzusehen, die mir gehören.“

Dorillon sah sie forschend an. Die frischen Farben waren aus ihren Wangen gewichen und ihre Augen blickten trübe und matt.

„Sind Sie leidend, Fräulein?“ fragte er nach kurzem Schweigen.

„Nein, nur — nur — ich habe Ihnen schon so viel gesagt, Herr Dorillon, daß Sie auch alles erfahren können. Wir reisen morgen früh ab.“

„Sie reisen ab?“

„Ja, sie hat Ferdinand ausgeschlagen.“

Dorillon schwieg. Und wenn sein Leben davon abgehängt, er hätte kein Wort, keine Silbe hervorbringen können.

„Vielleicht hatte Ferdinand zu früh zu ihr

gesprochen, ich warnte ihn, sich nicht zu überellen, aber er sagte, er könne die Ungewißheit nicht länger ertragen. — Aber ich habe noch viel zu thun, darf nicht hier stehen und schwagen. Gute Nacht, Herr Dorillon, und Lebwohl.“

Sie reichte ihm die Hand, welche er nahm, kaum wissend, was er that.

„Glauben Sie mir, Fräulein Fairfax“, sagte er, „daß ich mit Ihrem Bruder fühle. Es ist Niemand — Niemand auf der Welt, der besser verstehen könnte wie ich, was er verloren hat.“

Als Helene fort war, erhob sich Dorillon und ging in der Bibliothek auf und ab. Die Gefühle, die in seinem Herzen tobten, hätte er nicht erklären können, nur des einen war er sich bewußt, daß eine große Last von ihm hinweggenommen war. Ihr Herz war nicht vergeblich, es konnte ihm vielleicht noch angehören. Er hatte sich zurückgehalten und seinem Nebenbuhler freies Spiel gelassen, jetzt sollte keine Macht der Erde ihn mehr von dem Verluße abhalten, seinen verlorenen Schatz wieder zu gewinnen. Neue Hoffnung war in seiner Brust erwacht und neuer Muth beseelte ihn. Mochte Reginald Delamare in seinem stillen Grabe in Neapel ruhen — Frederic Dorillon würde all' das Glück erben, das ihm nicht bestimmt gewesen war.

Ob Ida ihn wohl liebte? Er wich vor dem leisen Schauer des Zweifels und der Furcht zurück, die ihn beschleichen wollten; er wollte nichts sehen, was seinen Wünschen hätte zuwider sein können. Das Glück ist nur dem Kühnen hold. Er hatte lange genug gezaubert, die Zeit zu handeln war gekommen!

Er sah nach der Uhr. Fünfzehn Minuten nach zehn; er schüttelte den Kopf, als er sah, wie spät es schon war. Sie waren alle, ermüdet von der ungewohnten Anstrengung des Tages, wahrscheinlich früh zu Bett gegangen, und er mußte noch eine lange Nacht in Ungewißheit über sein Schicksal verbringen. Die zehn Jahre, die er durchlebt, erschienen ihm nichts im Vergleich mit den Stunden, die noch vor ihm lagen.

Er klingelte und James trat ein.

„Sind die Damen schon alle hinaufgegangen, James?“

„O, schon lange, Herr Dorillon“, erwiderte James. „Seit einer halben Stunde ist Niemand mehr im Salon gewesen.“

„Gut, gut“, sagte Dorillon, „Sie können gehen.“

James zog sich zurück und mit einem tiefen Seufzer nahm der junge Mann seine Zigarrentasche heraus, jenes allgemeine Universalmittel in allen Nöthen, und wählte eine Zigarre.

„Schlafen kann ich doch nicht“, dachte er, „so will ich draußen auf dem Rasen eine Zigarre rauchen.“

Er verließ das Haus und schlug den Weg nach einer Bank unter der Ulme ein, nicht weit von dem Springbrunnen, dessen hoher Wasserstrahl im Mondschein blitzte und funkelte.

Hell glänzten die Sterne am nächtlichen Himmel und die laue, süße Sommerluft bewegte kaum die tief herabhängenden Zweige der Bäume, als Dorillon dort stand, schweigend und in sich versunken, von tiefem Schatten umgeben, der seine Gestalt den Blüten entzog.

Plötzlich schreckte er auf und sah sich um. Die kleine Gitterpforte, welche aus dem Boskett in den Rosengarten führte, wurde geöffnet und zwei Damen in hellen Sommerkleidern traten aus dem Grün hervor.

„Frau Hyde macht heute früh Felerabend,“ ließ sich Angie Gresham vernehmen, „Sieh, alle Fenster sind schon dunkel. Kommst Du nicht mit in das Haus, Ida?“

Die Angeredete war am Rande des Marmorbeckens, das den Springbrunnen umgab, stehen geblieben.

„Noch nicht, Angie, es ist drinnen so heiß.“

„Aber Du sagtest doch, daß Du müde seiest.“

„Das bin ich auch und deshalb möchte ich mich hier in der köstlichen Luft ausruhen.“

„Du wirst Dich erkälten.“

„Warum nicht gar — ich erkälte mich niemals.“

„Soll ich bei Dir bleiben, Ida?“

„Wozu? — Nein, nein, Kleine, ich möchte lieber ein wenig allein sein. Geh' hinein, denn wenn Du morgen bleich aussehst, würde ich dem ernstlichen Unwillen Deines Verlobten verfallen.“

Angie lachte und lief die Stufen zur Veranda hinauf, wo sie bald durch die große Glashüre verschwunden war, während Ida, eine Hand auf den Rand des Marmorbeckens gestützt, anscheinend unbeweglich stehen blieb.

Dorillons Herz klopfte in stürmischen Schlägen. Das Schicksal hatte ihm die Gelegenheit geboten, nach der er sich so heiß sehnt. Ida war ihm nahe und sie waren allein. Welch' seltsame Zaghaftigkeit bemächtigte sich seiner und schien ihm zu gebieten, regungslos im Schatten der Ulme stehen zu bleiben und den glücklichen Moment vorüber zu lassen, der für ihn vielleicht nie wiederkehren würde und von dessen Folgen das Glück oder das Unglück seiner Zukunft abhing? Aber Dorillon war nicht der Mann, einer augenblicklichen Schwäche nachzugeben. Er schob die herabhängenden Zweige des Baumes zur Seite und trat mit ruhigem, entschlossenem Schritte hinaus aus dem Schatten auf den mondbeleuchteten Rasenplatz.

Unwillkürlich erschreckend sah Ida sich um, ohne jedoch ihre Stellung zu verändern.

„Wie, Herr Dorillon, Sie sind noch so spät hier draußen?“

„Die drückende Schwüle im Hause beengte mich, Frau Delamare.“

„Es ist köstlich kühl und frisch hier.“

„Ja, das ist es.“

☐ Sie hatten sich so viel zu sagen, es hing so vieles von dem Ausgange dieser Stunde ab; und doch fanden sie nur die alltäglichen Redens-

arten! Ida stand schweigend da, es schien, als sei sie nicht gewillt, auf eine weitere Unterhaltung einzugehen.

Endlich nahm Dorillon wieder das Wort.

„Ich hoffte auf eine Gelegenheit, heute Abend mit Ihnen zu reden, Frau Delamare, die Diener jedoch sagten mir, daß Sie sich bereits zurückgezogen hätten.“

„Ich war auch hinaus in mein Zimmer gegangen, indessen Angie überredete mich, mit ihr einen Gang durch den Garten zu machen.“

Aber sie fragte nicht, weshalb er gewünscht, sie zu sprechen.

„Wie ich höre, verläßt uns Herr Fairfax morgen,“ sagte er ruhig.

„Ja.“

„Werden Sie ihn vermissen?“

„Ja.“

„Sie sind schon lange mit ihm befreundet gewesen.“

„Ja, mehrere Jahre.“

„Es überrascht mich,“ sagte Dorillon langsam, „daß er die Thorheit begehen konnte, für die Möglichkeit, in nähere Beziehungen zu Ihnen zu treten, die Gewißheit einer Freundschaft wie die Ihrige auf das Spiel zu setzen. Männer sind zuweilen thöricht — es scheint ein Theil ihres Naturells zu sein.“

„Herr Dorillon,“ sagte Ida, hastig aufblickend.

„Meine Kenntniß Ihrer persönlichen Angelegenheiten befreudet Sie. Ja, Frau Delamare, ich weiß, daß besagter Herr sich um Sie beworben und Sie ihn abgewiesen haben. Sie brauchen nicht zu erschrecken, das Geheimniß ist bei mir sicher aufgehoben.“

Ida richtete sich stolz auf.

„Ich erschrecke nicht, Herr Dorillon; es liegt mir wenig daran, ob das Geheimniß, wie Sie es nennen, bewahrt ist oder nicht.“

„Habe ich Sie beleidigt?“

Seine Stimme, die erst fast herausfordernd geklungen, war jetzt beinahe innig flehend. Auch Idas Stimme war sanfter geworden, als sie antwortete:

„Nein, ich habe keinen Grund, mich beleidigt zu fühlen.“

„Verlassen Sie mich?“ fragte er, als sie von dem Springbrunnen sich abwandte.

„Ja, es ist spät.“

„Bleiben Sie noch einen Moment. Ich habe noch nicht ausgesprochen, was ich Ihnen sagen wollte.“

„Und das wäre, Herr Dorillon?“

„Ida,“ sagte er mit leiser, seltsam ergreifender Stimme, „auch ich möchte alles wagen, was Ferdinand Fairfax auf das Spiel gesetzt und verloren hat. Auch ich bin unbesonnen genug, die Gewißheit Ihrer Freundschaft für die unsichere Hoffnung auf etwas anderes einzusetzen. Ich liebe Sie, Ida, und sehne mich danach — Sie meine Gattin nennen zu dürfen.“

Die letzten Worte waren kaum vernehmbar

gesprochen. Ida hatte ihn angehört und einige Augenblicke war das leise, eintönige Plätschern des herabfallenden Wassers der einzige Ton, der die Stille unterbrach.

„Ich liebe Sie, Ida,“ wiederholte er langsam und eindringlich. „Es gab eine Zeit, wo ich dachte, von hier zu gehen, ohne das Wort auszusprechen, denn ich glaubte, Fairfax nehme den ersten Platz in Ihrem Herzen ein. Heute Abend kam neuer Muth und Entschlossenheit über mich — ich bin zu hastig gewesen, Ida?“

„Nein,“ sagte sie sanft. „Der Mann hat das Recht und den Vorzug, reden zu dürfen — die Frau kann nur schweigen und harren.“

„Und das Schicksal mit einem Worte entscheiden. Ida, ich warte auf dies Wort. Ich bin ein gebuldiger Mensch — aber diese Ungewißheit ist unerträglich!“

Er stand, die Arme über die Brust gekreuzt und sah auf sie herab, dem Drange widerstehend, sie an sein Herz zu ziehen und ihr zu sagen, daß sie ihn lieben müßte, wenn auch nur um all' der Jahre der Selbstverleugung und des Leidens willen, welche er durchlebt. Aber er wollte weder durch Blick noch Wort die Entscheidung seines Schicksals beeinflussen, er wollte die Schale schweigend leeren, was sie auch bieten mochte.

„Ich kann dem Gebote meines Herzens nicht folgen,“ sagte sie, einen Schritt auf ihn zukommend und dann plötzlich wieder stehen bleibend.

„Lieben Sie mich, Ida?“ fragte er, ohne seine Stellung zu verändern.

„Ich darf Niemand lieben.“

„Das nenne ich keine Antwort.“

„Herr Dorillon, ich könnte Sie lieben, wenn —“

Sie hielt inne, die Stimme schien ihr zu versagen.

„Sie könnten mich lieben, Ida?“

„Wenn ich jemand lieben dürfte.“

„Ich verstehe Sie nicht, Ida, Ihre Worte sind für mich ein Räthsel.“

„Und ich kann nicht deutlicher sprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Der Winter.** Es heißt, daß der Winter die Jahreszeit der Krankheiten sei. Zum Theil stimmt das, zum Theil aber auch nicht, und gewiß würde es sehr erheblich weniger Krankheiten geben, wenn sich Groß und Klein mehr den veränderten Witterungsverhältnissen anpaßte, aber auch daran dächte, daß es im Winter nicht bloß bitterkalte, sondern auch ganz angenehme Tage giebt, an welchen man sich anders einzurichten hat, als in Tagen mit tief gesunkener Temperatur. Eine achtsame Hausfrau wird das Gefinde genau beim Heizen des Ofens kontrolliren,

sonst wird bei 10 Grad Kälte genau so eingefeuert, wie bei 1 Grad, alldieweil es doch nun einmal Winter ist. Ein besonderes Augenmerk ist der Feuchtigkeit zuzuwenden, wo diese in der Wohnung vorhanden ist. Es giebt gar nicht so wenig Kinder, die durch Schlafen in ungesunden Räumen elend und siech geworden sind; Abhärtung ist schön, aber wer sie nicht vertragen kann, dem mag man sie ja fernhalten. Ja, es ist kein anderes Schlafzimmer da! heißt es oft. Mitunter ist's ja nun wirklich schlimm bestellt, aber noch häufiger wählt man zum Schlafzimmer gerade das Gemach aus, welches zu etwas Anderem gar nicht paßt. Die Staatsstube, in die oft genug kaum alle Woche einmal ein Mensch hineintritt, die muß hell, lustig, freundlich sein, aber beim Schlafzimmer, wohin kein Besuch kommt, da ist die Lage des Raumes Nebensache. Umgekehrt wird aber ein Schuß draus! Und mag noch so sehr gegen das Prinzip geeifert werden, es bleibt doch richtig, zum Schlafzimmer soll und im Winter erst recht, das hellste, lustigste und wärmste Zimmer gewählt werden. Die Plüschmöbel aus der guten Stube bekommen keinen Katarrh und keinen Gelenkrheumatismus, laß' man die nur irgendwo Verlieb nehmen. Eine böse Sache ist auch der Zug an Fenster und Thür! Es ist eine Kleinigkeit, bei Zeiten dafür zu sorgen, daß der Verschuß solid und fest ist. Aber gemeinhin wird's verschwitzt, bis es zu spät ist, und hinterher giebt's dann Stöhnen und Wehklagen. Auf das Schuhwerk der Kinder ist gründlich zu achten und auch heile Strümpfe dazu. Daß ein Bürschchen Fausthandschuhe, Ohrenklappen, Pelzmütze und dicken Winterüberzieher trägt, ist ganz gut, macht auch den Eindruck der Wohlhabenheit, aber wenn so ein Knabe mal rothe Ohren und rothe Hände bekommt, so schadet ihm das gar nichts, während nasse Füße im Nu unangenehme Folgen herbeiziehen können. Und wie oft wird's gerade beim Schuhwerk gesehen! Der Winter ist ein rauher Gast, aber er ist nicht so schlimm, wie er scheint, auch nicht so unbequem, wie Einer denkt, wenn man sich nur etwas einrichtet. Dann bleibt auch die große Medizinflasche aus dem Hause, die sonst leicht antreten kann. Gesundheitskunde ist ein heilsam Wissen, hilft mit schlichtem deutschen Wort mehr, als mit lateinischen Rezepten.

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaarz
in Elbing.